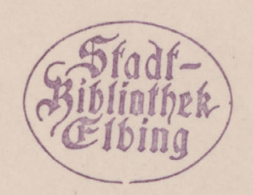



Stadt-
Bibliothek
Elbing

Kämpfende Wissenschaft

Von Walter Frank · Mit einem Vorwort des Reichsjugendführers Baldur von Schirach · Hanseatische Verlagsanstalt


Stadt-
Bibliothek
Elbing

Walter Frank / Kämpfende Wissenschaft

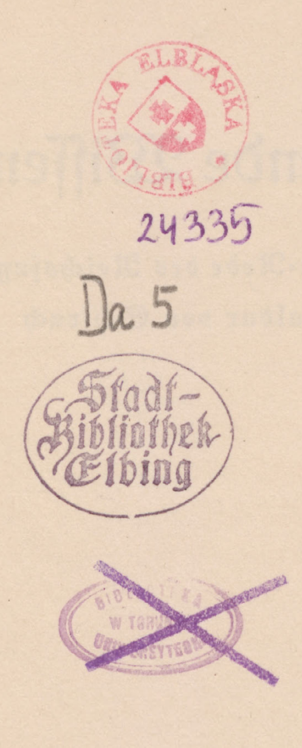
W a l t e r   F r a n k

Kämpfende Wissenschaft

Mit einer Vor-Rede des Reichsjugendführers
Baldur von Schirach



H a n s e a t i s c h e   V e r l a g s a n s t a l t   H a m b u r g



Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36 und Wandsbek

Die beiden folgenden Reden wurden zum 100. Geburtstag Heinrich von Treitschkes am 15. September 1934 bei einer Kundgebung der Reichsjugendführung in Berlin gehalten.

Sie waren keine Gedächtnisreden im üblichen Sinne. Ihr Blick war nicht nur rückwärts, sondern vor allem nach vorwärts gerichtet. Das kam schon darin zum Ausdruck, daß die einleitende Rede vom Führer der gesamten deutschen Jugend gesprochen wurde. Vom jungen nationalsozialistischen Deutschland her sollte am Tage des Gedenkens an den Geschichtsschreiber der Bismarck-Zeit die programmatische Forderung nach einer aus dem großen Erleben unserer eigenen Zeit heraus neu belebten, schöpferischen und kämpferischen Wissenschaft erhoben werden.

Daher haben diese Reden eine über den Tag der Feier hinausreichende, allgemeine Bedeutung. Mit Zustimmung des Reichsjugendführers Baldur von Schirach übergebe ich sie in Form einer kleinen Schrift dem Druck.

Berlin, den 29. September 1934.

Walter Frank.

Einleitende Ansprache des Reichsjugendführers Baldur v. Schirach

Verehrte Gäste! Liebe Kameraden!

Der 100. Geburtstag Heinrich von Treitschkes wird heute von vielen berufenen Stellen gewürdigt. Die Presse bemüht sich, der Persönlichkeit und dem Wirken des großen Geschichtsschreibers gerecht zu werden. Gedächtnisfeiern und festliche Reden wetteifern in dem Bemühen, der Mitwelt klarzumachen, was das deutsche Volk in Treitschke besitzt. Diese unsere heutige Veranstaltung unterscheidet sich von all diesen anderen Ehrungen durch zwei Tatsachen:

Erstens: Sie ist eine Kundgebung, das heißt ein Aufruf oder, wenn Sie wollen, ein Bekenntnis. Und zweitens: Sie wird von der Jugend veranstaltet.

Man kann fragen, warum veranstaltet gerade die Führung der Hitler-Jugend diesen Abend? Wodurch fühlt sich die nationalsozialistische Jugendbewegung zu Treitschke besonders hingezogen?

Nicht die einzelnen Bestrebungen seines Lebens verbinden die junge nationalsozialistische Generation mit Treitschke, denn diese sind heute Geschichte geworden, wie die politische Gestaltung des Bismarck-Reiches heute Geschichte geworden ist. Was die heutige Jugend für Treitschke begeistert, was sie zu Treitschke hinzieht und

mit ihm vereint, das ist: daß dieser Mann in seiner Persönlichkeit die lebendige Wissenschaft verkörperte, die lebendige Wissenschaft, die wir in der wilhelminischen Ära so schmerzlich vermißt haben.

Weil in der vergangenen Periode die Wissenschaft immer mehr ihrem Volke fremd wurde und zum reinen Fachwissen erstarrte, darum wurde auch die Jugend der Wissenschaft fremd. Es entrüstete sie, daß die Kreise der Fachwissenschaften sich oft den lebendigen Ideen ihrer Zeit verschlossen, so daß sie nicht mehr in der Lage waren, die schöpferischen Gedanken ihrer großen Pioniere zu erkennen, ja diesen Hemmungen in den Weg legten, wo sie nur konnten. Man braucht nur an den Kampf des Grafen Zeppelin zu denken oder, auf einem ganz anderen Gebiet, an den Kampf um die Lokalanästhesie Schleichs, um an zwei Beispielen für hundert die Gefahr einer Verspießbürgerung der Wissenschaft zu erkennen. In unserer Zeit erlebten wir in den ersten Kampfjahren Adolf Hitlers, wie höchstgebildete Wissenschaftler, die sich oft und gern Führer des Volkes nannten, für die geniale Persönlichkeit des Führers nicht nur kein Verständnis besaßen, sondern diese sogar, ohne sich überhaupt mit ihrem Willen und ihrer Absicht befaßt zu haben, ablehnten!

Einer Wissenschaft, die wieder den Weg mitten hinein in den Kampf unseres Volkes findet, wird auch die Jugend sich freudig wieder zuwenden. Als ich 1929 die erste Zeitschrift unseres nationalsozialistischen Hochschulkampfes, den „Akademischen Beobachter“ schuf, stand der Redner dieses Abends, Walter Frank, in der ersten Reihe

meiner Mitarbeiter. Inzwischen hat dieser an Jahren junge, aber im nationalsozialistischen Kampf als einer der allerersten und ältesten erprobte nationalsozialistische Kämpfer durch seine Werke „Adolf Stoecker und die christlich-soziale Bewegung" und „Nationalismus und Demokratie im Frankreich der dritten Republik" einen klaren Ausdruck jener kämpferischen Wissenschaft geschaffen, die zu propagieren und vorzubereiten die Aufgabe jener kleinen Zeitschrift war, die wir damals in den schwersten Zeiten des Nationalsozialismus gemeinsam geschaffen haben.

Wir sind unserem Programm treu geblieben. Heute, am 100. Geburtstag des großen Historikers des Bismarck-Reiches, nehmen wir Gelegenheit, um im Namen des jungen nationalsozialistischen Deutschlands wieder die Forderung nach dieser Wissenschaft programmatisch zu formulieren und zu begründen. So sei dieser Abend ein Bekenntnis zu Treitschke als Symbol einer Haltung und Gesinnung, von der wir hoffen und erwarten, daß sie einmal die Haltung und Gesinnung der deutschen Wissenschaft sein wird.

Rede von Walter Frank

Meine Kameraden von der Hitler-Jugend!
Verehrte Gäste!

Im ersten Band seiner „Deutschen Geschichte", in der gewaltigen Schilderung der deutschen Freiheitskriege, erzählt Heinrich von Treitschke die Meuterei der sächsischen Truppen bei Lüttich.

Am 2. Mai 1815 stürmten sächsische Soldaten, aufgerührt durch die Nachricht von der Teilung des Staates Sachsen, das Haus ihres preußischen Oberstkommandierenden, des Feldmarschalls Blücher; der Feldmarschall mußte fliehen; nur durch die Tapferkeit seiner Wachen entrann er dem Tode. Auch diese Wachen waren Sachsen.

Nach dem Kriegsrecht wurden die Rädelsführer dieser Meuterei erschossen. Die Fahne der sächsischen Garde wurde vor der Front verbrannt. Die sächsischen Truppen durften am weiteren Krieg nicht teilnehmen. Auf dem Rückmarsch durch Deutschland empfing sie der Jubel über die Siege von Ligny und Belle-Alliance, an denen sie nicht hatten mitwirken dürfen ...

„Der greise Feldmarschall aber", so erzählt Treitschke, „fühlte sich unglücklich bis zur Verzweiflung. Seit fünfundzwanzig Jahren trug er den Degen und hatte niemals anderes Blut vergossen als das Blut seiner Feinde. Und nun diese Schmach! Nun mußte er, der Vater seiner

Soldaten, Hinrichtungen vornehmen in der eigenen Armee und nachher noch sein ganzes Ansehen einsetzen, um die Meuterer vor dem Ingrimm der Preußen zu schützen. Der gewaltige Mann war wie im Fieber geschüttelt und horchte in furchtbarer Aufregung auf das Knattern des Gewehrfeuers, als draußen der Spruch des Kriegsgerichts vollstreckt ward."

Zu diesen Sätzen fügt Treitschke eine Fußnote; sie lautet: „Ich benutze hier u. a. die Aufzeichnungen meines Vaters, der als blutjunger Offizier bei einem sächsischen Regiment in der Nähe von Lüttich stand und seine Leute im Zaum zu halten wußte."

Von Treitschkes gesamtem Werk gilt das, was er selbst als die Aufgabe des Geschichtsschreibers bezeichnet hat: daß er die Geschichte der Nation empfinde und empfinden lasse wie selbsterlebtes Leid und selbsterlebtes Glück. Aber vielleicht nirgends fühlt man das selbsterlebte Leid und das selbsterlebte Glück, das dieses ganze Werk durchzittert, stärker als an dieser Stelle von den Sachsen bei Lüttich. Denn jenes Knattern der Gewehre, das bei Lüttich die Seele des Feldmarschalls Blücher wie im Fieber schüttelte, das Gewehrfeuer deutschen Bruderkrieges, hallte auch als furchtbare und gewaltige Begleitmusik durch das Werden des Mannes, der der große Geschichtsschreiber der Bismarck-Zeit wurde. Es schüttelte auch seine Seele. Und es konnte doch diese starke Seele nicht hindern, den Weg der eisernen Notwendigkeit zu gehen.

Von allen großen Ideen gilt wohl das Christuswort:

daß sie, um zu siegen, den Sohn gegen den Vater und den Bruder gegen den Bruder empören müssen. In Heinrich von Treitschkes Leben ist das Wort buchstäblich wahr geworden. Fünf Jahrzehnte nach jenem Tag von Lüttich, in dem Jahre 1866, wo die Entscheidungsstunde der deutschen Einheit schlug, standen im Hause Treitschke wirklich der Sohn gegen den Vater und der Bruder gegen den Bruder. Da diente Heinrich von Treitschke, der junge Dozent und Publizist, mit der ganzen Gewalt seiner Feder und seiner Rede jenem Staate des Feldmarschalls Blücher, von dem allein die deutsche Einheit kommen konnte. Dem Vater aber, dem königlich sächsischen General Eduard von Treitschke, war es, nach den wehmütigen Worten des Sohnes, „zumute, wie mir, wenn mein Sohn unter die Franzosen und Dänen ginge". In jener Zeit warf Heinrich von Treitschke kurzentschlossen seine Professur im badischen Freiburg beiseite und eilte nach Berlin, um als Leiter der „Preußischen Jahrbücher" der nationalen Politik des Ministerpräsidenten von Bismarck seine ganze Kraft zu leihen. Am 4. Juli 1866 trifft er ein. Berlin dröhnt vom Jubel über den Sieg von Königgrätz. Aber am selben Tag liegt drüben in Böhmen, schwer verwundet von preußischer Kugel, der junge sächsische Offizier Rainer von Treitschke — Heinrich von Treitschkes Bruder, der vier Jahre später bei Gravelotte für das neue Deutsche Reich fallen sollte. Und während Heinrich von Treitschke von Berlin aus den Kampfruf zur Vernichtung der deutschen Mittelstaaten, und vor allem auch des Königreichs Sachsen, hinaussendet, sagt

sich in Dresden der greise General von Treitschke „in Schmerz und Entrüstung" von der Politik seines ältesten Sohnes los. Als dieser Sohn ein Jahr später den Vater, den er nicht mehr gesehen, zu Grabe geleitet, da wird er in Sachsen von den Freunden und Bekannten der Jugend wie ein Verfemter gemieden...

Ein befreundeter Gelehrter, der drei Jahrzehnte später, 1896, den sterbenden Treitschke noch einmal besuchte, ist an das französische Wort erinnert worden: „Unglückselig die, die die Revolutionen machen. Glücklich die, die sie erben." In der Tat: Das persönliche, private Glück des Lebens ist diesem großen Kämpfer zeit seines Lebens entweder versagt oder doch schnell wieder geraubt worden. Aber er selbst hat trotzdem sein und seiner kämpfenden Generation Los als das glückselige empfunden und gepriesen. Denn mit dem Opfer persönlichen friedlichen Glückes hat er das andere, das höhere Glück bezahlt: Das Glück, einer alles verzehrenden männlichen Leidenschaft, einer großen politischen Idee bis zum Tode zu dienen, ihren Triumph zu erleben und mit zu sichern. „Große politische Leidenschaft", so sagt er selbst auf der Höhe seines Lebens, „ist ein köstlicher Schatz. Das Herz der Mehrzahl der Menschen bietet nur wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Notwendigkeit *einen politischen Gedanken* auferlegt, *der groß und einfach, allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seine Dienste zwingt!* Ein solcher Gedanke ist unseren Tagen die Einheit Deutschlands; wer ihr nicht dient, lebt nicht mit

unserem Volke. Wir stehen im Lager; jeden Augenblick kann uns des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen...."

Mitten aus dem „Lager", mitten aus der von Kampf und Waffen klirrenden Zeit der Reichsgründung, ist das historische Werk Treitschkes entsprungen. Erkennend kämpfen und kämpfend erkennen, und im Erkennen und Kämpfen die Seele der Nation zu formen — das ist Inhalt und Wesen dieser Geschichtsschreibung.

Um 1861, noch vor dem großen politischen Entscheidungskampf um die deutsche Einheit, aber mitten heraus aus dem vorbereitenden geistigen Kampf um dieses Ziel, hat Treitschke den Entschluß gefaßt, eine Geschichte des Deutschen Bundes zu schreiben. Das Elend der deutschen Kleinstaaterei will er in diesem Buch zeigen und so den Willen aufrufen zur Überwindung dieses Elends. In drei Jahren will er den Plan vollenden. ... Aber aus den drei Jahren werden drei Jahrzehnte. In diesen Jahrzehnten wächst durch Bismarcks Genialität das Deutsche Reich. Und in diesen Jahrzehnten wächst dem Geschichtsschreiber dieser Reichsgründung auch sein Werk aus einer Geschichte des Deutschen Bundes zu einer deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert, einer Geschichte des Weges der Deutschen aus der Kleinstaaterei zum Reich.

Treitschkes „Deutsche Geschichte" ist unvollendet geblieben. Mitten im Werk nahm der Tod dem Meister den Griffel aus der Hand. Aber auch als ein unvollendetes Werk ist die „Deutsche Geschichte" der mächtigste und

glänzendste geistige Ausdruck der Bismarck-Zeit geworden und geblieben. Sie ist das Werk eines großen Forschers, der seine Feuerseele fünfundzwanzig Jahre lang in den Staub der Archive zwang, um mühsam Stein für Stein zu brechen zum Königspalast seiner Schöpfung. Sie ist das Werk eines großen Künstlers, der die fahlen Schatten der Toten mit seinem Herzblut wieder zum Reden brachte, der die Herzen seiner Leser wie Leiern erklingen ließ unter der Freude und dem Leid des nationalen Kampfes. Und sie ist das Werk eines großen Kämpfers, der die Geschichte eigener Leidenschaft schreibt und der den Trommelwirbel und den Marschschritt und die Trompetensignale von Düppel und Königgrätz und Sedan durch sein Werk hineinklingen läßt in eine stillere, friedlichere Zeit ...

Treitschke hat der damals geistig führenden Schicht, dem gebildeten Bürgertum, den Weg, den es im 19. Jahrhundert zurückgelegt hatte, als geistige Notwendigkeit verständlich gemacht. Es war der Weg einer von Goethe und vom humanistischen Ideal herkommenden Bildungsschicht zum politischen Realismus des Bismarckschen Preußens. Treitschke hat versucht, über die Kluft, die in der deutschen Nation seit langem zwischen der politischen und der geistigen Entwicklung klafft, die Brücke einer einheitlichen Geschichtsauffassung zu werfen. Er wollte die Deutschen lehren, in Bismarcks Werk, in dem von Preußen geführten, kleindeutschen Kaiserreich der Hohenzollern und in dessen Bündnis mit der deutschen Bildung, die Krönung ihrer nationalen Entwicklung zu sehen.

Wir, die wir 1918 und 1933 erlebt haben, wissen, daß dieser große Glaube an den Ereignissen zerbrochen ist. Wir erkennen, daß Treitschkes Werk, so wie es die Größe der politischen Wirklichkeit atmet, aus der es geboren ist, auch ihre Grenzen in sich trägt. Daß es Mächte wie das Süddeutschtum und Österreichertum, den Katholizismus oder den heraufkommenden Sozialismus der Massen nicht mehr in seinen Rahmen einzuspannen vermochte und daß deshalb dieser Rahmen eines Tages von der Wucht revolutionärer Ereignisse gesprengt wurde.

Heinrich von Treitschkes Werk ist das gewaltige Marschlied einer großen Epoche unseres Volkes und seines Reiches gewesen. Ein Marschlied, das aufsteigt aus der sturmbewegten Zeit der Reichsgründung, das über vierzig Jahre dieses Reiches beherrschend dahinschwebt, hinein in die Schlachten des großen Krieges, bis es im Sturz des kaiserlichen Deutschlands verklingt....

Armselig der, dem deshalb dieses Werk heute als eine „erledigte" Sache erschiene. Er würde den Sinn aller Geschichte mißverstehen. Denn wenn heute Preußen und Kleindeutschland und die Hohenzollern Geschichte geworden sind, so ist doch die deutsche Einheit, die jene Zeit erkämpfte, die Grundlage geworden für das neue Werk unserer Tage. Diese staatliche Einheit, die das Dritte Reich vollendete, ist uns heute Selbstverständlichkeit. Aber die Selbstverständlichkeiten des Heute sind die Ideale des Gestern. An der Einheit, die wir heute als selbstverständlich besitzen, klebt das Herzblut von Generationen unseres



Volkes. An ihr hängen die Gebete und Flüche, die Seufzer und die Jubelschreie eines Jahrhunderts unserer Geschichte. Und in diesem großen, durch die Jahrhunderte klingenden Chor von Gebet und Fluch, von Seufzer und Jubelschrei, von Hoffen und Verzweifeln, von Sehnen und Ringen, liegt die Ewigkeit eines Volkes....

2.

Heinrich von Treitschke ist 1896 gestorben. Bismarck 1898. Mit beiden Daten läßt sich der Zeitpunkt kennzeichnen, an dem ein Zeitalter politischer und geistiger Schöpfung endgültig zu Ende ging und ein Zeitalter der Erben begann.

Was das Zeitalter Bismarcks umkämpft und erkämpft hatte, das besaß das Zeitalter Wilhelms II. Aus bürgerlicher Sicherheit und Sättigung sah diese Zeit zurück auf die großen bewegenden Leidenschaften und Ideale der Reichsgründungszeit. Geschichte waren ihr diese Leidenschaften und Ideale. Aber aus der friedlichen Enge ihres eigenen Daseins heraus vermochte sie auch nicht neue Leidenschaften und Ideale zu gestalten. Für die Geschichtsschreibung hieß das, daß ihr die großen politischen Impulse und nationalen Objekte für die Gestaltung verlorengingen.

Das war ein Absturz. Aber er wurde nicht überall so empfunden. Es gab vielmehr Epigonen, die glaubten, daß erst jetzt wieder die Stunde für die wirkliche, für die rein erkennende, für die „objektive“ Geschichtsschreibung ge-

schlagen habe. Diese Epigonen empörten sich gegen den großen Schatten Heinrich von Treitschkes. Und da Epigonen nichts aus eigenem Auftrag zu tun vermögen, so bargen sie ihre Opposition gegen Treitschke unter einem anderen großen Schatten. Unter dem Schatten Rankes. Treitschke, so meinten sie in rührendem Ernst, sei gar kein Historiker gewesen, sondern nur ein geistreicher Publizist. Noch heute ist mir der Klang der Stimme im Ohr, mit der vor etwa einem Jahrzehnt in einem Kolleg der Universität München der Geheimrat Hermann Oncken seinen Lippen den Satz entfliehen ließ: „Treitschke — das war ja nur ein Epigone!"

In Wahrheit sind Ranke und Treitschke die zwei großen Gipfel unserer modernen deutschen Geschichtsschreibung gewesen. In Rankes Werk herrscht die aus einer protestantischen Religiosität und einer humanistischen Bildung genährte Kontemplation. Treitschkes Werke sind Aktion für ein politisches Ideal. Aber Ranke ist ebenso zeitbedingt wie Treitschke. In seiner diplomatisierenden, an Bildung reichen, den elementaren Leidenschaften abholden Historie spiegelt sich das windstille Zeitalter der Restauration. Beide aber auch, Ranke wie Treitschke, reichen mit dem Letzten ihrer Werke aus der Zeitbedingtheit heraus hinauf an die Pforten der Ewigkeit, die keiner echten Schöpfung verschlossen bleiben.

Die kleine Klugheit der Epigonen, der wirklichen Epigonen einer großen Zeit, hat triumphiert, weil sie aus einer gefahrloseren Zeit und aus einer matteren, blasierteren Seele heraus Einseitigkeiten des Treitschkeschen Ge-

schichtsbildes berichtigen konnte. Ihre kleine Klugheit übersah, daß der Maßstab für die Größe einer Geschichtsschreibung nur der ist: wieviel sie an ganzem und echtem Leben zu geben vermag. Sie übersah also, daß tausend Richtigkeiten noch keine Wahrheit ergeben und hundert Unrichtigkeiten in Einzelfragen nichts aussagen gegen die große innere Wahrheit, die der Schöpfung notwendig innewohnt. Sie übersah endlich in ihrer selbstgefälligen Eitelkeit, wie zeitgebunden und ohne jedes Verhältnis zur Ewigkeit gerade sie selbst war. Was wäre etwa leichter, als die Geschichtsgelehrsamkeit eines Hermann Oncken als den typischen Ausdruck des weltanschaulichen Nihilismus eines spätnationalliberalen Besitzbürgertums zu erkennen? In einem Zeitalter der fortschreitenden Zersplitterung und Zersetzung glaubte sie an nichts mehr, es sei denn an die (rein äußerlich begriffene) „Macht", an die jeweils siegreiche und erfolgreiche Sache. Geschichte sollte also geschrieben werden ohne den Archimedischen Punkt, der die Voraussetzung einer einheitlichen Gestaltung ist. Dieser Punkt war bei Ranke die Religiosität gewesen, bei Treitschke das politische Ideal. Jene Epigonen aber forschten ohne bestimmendes und verpflichtendes Erlebnis. Ihr Werk ging nicht mehr aus der ganzen Persönlichkeit hervor. Nur noch aus der schöpfungsunfähigen Räson. Es hatte den Schlüssel zur Totalität des Seins verloren.

Ohne die leitende Idee aber, ohne einen beherrschenden Glauben und ein zentrales Erlebnis, wird die Geschichtsschreibung zum reinen Gelehrtentum. Sie wird eine

Angelegenheit der Professoren und ihrer Studenten. Aus einer deutenden und mitgestaltenden Macht des öffentlichen Geistes wird sie zum — Fach.

Es ist symbolisch: Wer die geistig-politische Entwicklung der Bismarck-Zeit erforschen will, der wird heute zu den „Preußischen Jahrbüchern" jener Jahre greifen. Wer die Entwicklung der wilhelminischen Zeit nachprüfen will, der wird sich die alten Jahrgänge der „Zukunft" zur Hand nehmen.

Um dieselbe Zeit, wo Treitschke aus der Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" verdrängt wurde durch einen Gelehrten, der die Menschwerdung der schöpfungsunfähigen, aber ewig räsonnierenden Räson war — durch einen Mann, der damit begann, daß er es besser zu wissen glaubte als Bismarck, und der starb, während er nachzuweisen suchte, daß er ein größerer Feldherr sei als Ludendorff — ich spreche von Hans Delbrück — um dieselbe Zeit verloren die „Preußischen Jahrbücher" ihre Führungsstellung an Maximilian Hardens „Zukunft".

Eine entscheidende Machtverschiebung im öffentlichen Geist kommt darin zum Ausdruck. Während die geistige Führerschicht deutschen Blutes immer mehr in der Fachlichkeit erstarrte, schob sich zur Führung der Öffentlichkeit das literarische Judentum empor.

Heinrich von Treitschke hat als erster und einziger geistiger Führer der nationalliberalen Generation die heraufkommende Gefahr der jüdischen Macht erkannt und öffentlich gegen sie Front gemacht. Das geschah in den

Artikeln, die er im Jahre 1879 in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichte. Der Haß Israels hat ihn dafür bis über das Grab hinaus geehrt. Aber Schule gemacht hat Treitschke nicht. Seine Nachfolger glitten zurück in die süße und bequeme Gewohnheit des Liberalismus. Für sie gab es keine Judenfrage.

Als ein Epigone wie Hans Delbrück mit einem Konkurrenten wie Maximilian Harden die Klingen kreuzte, da wußte er ihm als letztes, vernichtendes Argument allen Ernstes nur eines vorzuhalten: Daß Herr Harden ja bekanntlich keine geregelte Schulbildung besitze...

Das war peinlich. Aber nicht für Harden. Denn dieser Dämon der Zersetzung, der klug und böse war wie die Schlange, die sich im Paradiese um den Baum der Erkenntnis ringelte, wurde trotz des Mangels einer geregelten Schulbildung für lange Jahre eine öffentliche Macht in Deutschland. Eine Macht gleißender Zersetzung und parfümierter Verwesung. Aber für das lesende deutsche Publikum hat sie den einen Vorzug gehabt: eine Beziehung zum Leben zu besitzen, die der Fachgelehrsamkeit eines Hans Delbrück und seiner Kollegen verlorengegangen war.

Im Dezember 1925 hatte ich durch einen Zufall die Möglichkeit, den längst von der Höhe seines Ruhmes in die Vergessenheit gestürzten Maximilian Harden kennenzulernen. Ich arbeitete damals in Berlin an meiner Biographie des Hofpredigers Stoecker, jenes großen antisemitischen Volkstribunen, und ich faßte den Entschluß, Maximilian Harden über Stoecker zu interviewen. Zu-

tiefst war mein Wunsch der, einen unserer gefährlichsten Gegner aus der Nähe kennenzulernen. Die einstündige Unterhaltung ist mir auch wertvoll gewesen. Denn Harden sprach von der Judenfrage. Er sagte: „Ich habe Stoecker immer bewundert. Er war sehr mutig. Sonst hätte er nicht die Juden angegriffen. Trotzdem hatte er unrecht. Es ist ja richtig, daß der jüdische Einfluß in Deutschland außerordentlich groß ist. Aber woher kommt das? Es ist die Schuld der Deutschen. Nehmen wir das literarische Gebiet. Ich weiß, daß die schöpferischen Leistungen nicht von den Juden ausgehen, sondern von den Germanen. Aber die Notwendigkeit des literarischen Judentums liegt in der Vermittlung und Ausbreitung der geistigen Güter. Sehen Sie die germanische Führerschicht an. Lesen diese Leute jemals ein gutes Buch? Dem Fürsten Bismarck brachte i ch manchmal die Neuerscheinungen der Literatur mit*. Hugo Stinnes sagte mir einfach: ‚Ich lese niemals ein Buch.' Auf der anderen Seite stehen die Fachmenschen der Geistigkeit. Sie lesen und schreiben die Bücher. Aber sie haben nicht mehr die Beziehung zum praktischen Leben. Hier liegt der Wert der Juden für Deutschland."

In dem, was Harden da sagte, gab und gibt es manche bittere Wahrheit. Das literarische Judentum drang als Parasit in die Lücke, die zwischen der deutschen Fachgeistigkeit und dem öffentlichen Leben entstanden war. Aber das literarische Judentum war natürlich trotzdem

* Anmerkung zum Druck: Doch hat Bismarck Treitschkes „Deutsche Geschichte" mit solchem Interesse gelesen, daß er „Schlaf und Krankheit darüber vergaß".

dem Deutschtum nicht von „Wert". Es vergiftete die Kanäle, die vom Geist zum Leben führen. Es tat das Werk, das nach dem Weltkrieg einmal eine schwedische Stimme so formulierte: „Die Juden haben der deutschen Seele die Stimmbänder durchschnitten".

Die deutsche Fachwissenschaft, und mit ihr, als Ganzes gesehen, die deutsche Geschichtswissenschaft, hatten die lebendige Beziehung zum Kämpfen und Ringen ihrer Nation und ihrer Zeit verloren. So steuerte sie in die Krise. Nach dem großen Krieg, als noch die alte, die wilhelminische Generation der Historiker die Universitäten beherrschte, kam diese Krise zum Ausbruch.

Ein Ausdruck der Krise war zunächst die Lage, in der sich diese Gelehrtengeneration dem Ansturm Emil Ludwigs gegenüber befand. Jahrelang konnte dieser seichte jüdische Literatur-Demagoge eine Macht des öffentlichen Geistes in der Weimarer Republik sein, ohne daß ihm von der zünftigen Geschichtsforschung her eine wirksame Opposition erstand. Denn die geschichtswissenschaftliche Zunft focht gegen Ludwig nur in der Verteidigung. Sie glaubte genug zu tun, wenn sie nachwies, daß diesem Manne die Unterlage ernster, gründlicher Arbeit fehle, die ihr Stolz war. Sie hatte mit diesem Nachweis recht. Aber der Nachweis half gar nichts. Denn zum Angriff vermochte die Zunft nicht mehr zu schreiten. Um aus dem Hafen der Fachlichkeit in die hohe See der geistigen Auseinandersetzung mit den entscheidenden Problemen der Zeit und der Nation zu schreiten, dazu waren die Schiffe der Zunft zu brüchig geworden.

Zum Ausbruch der Krise aber führte die Haltung der Fachwissenschaft der großen deutschen Revolution gegenüber, die sich seit dem Ende des Weltkrieges vorbereitete und die 1933 zum Sieg gelangte.

Vielleicht gibt es keine ernstere Zurechtweisung für die Erstarrung unserer akademischen Bildung, als die Tatsache, daß der Führer dieser großen Revolution, der Schöpfer des neuen Reiches, der genialste Kopf unserer Zeit, ein „Autodidakt" war, also auch ein Mann, von dem der Professor und Geheimrat Hans Delbrück verächtlich festgestellt hätte, daß ihm die geregelte Schulbildung fehle.

Die deutsche Erneuerung kam diesmal nicht von „Oben", sondern von „Unten". Sie kam aus den Volksschichten, die auch ein Bildungsaristokrat wie Heinrich von Treitschke als den „Jungbrunnen" der Nationen erkannt hatte, die aber von seinen Nachfahren meist mit bildungsstolzer Geringschätzung betrachtet wurden.

Führen heißt voraussehen und vorausgehen. Es war aber so, daß Hitler und der Nationalsozialismus längst der große Glaube der Jugend und von Millionen von „Primitiven" war, als sie für die Universitäten noch „eine Torheit und ein Gelächter" darstellten. Es war so, daß Hitler schon längst die größte Führerleistung dieser Zeit vollbracht hatte, als die Gelehrten noch lächelnd feststellten, dieser Mann möge ja ein warmes Herz haben, aber leider fehle ihm der „Kopf".

Und so ist es geschehen, daß die deutsche Gelehrtenwelt, und auch als Ganzes gesehen die deutsche Fachhistorie,

eines schönen Tages vom Werden überrannt wurde, als sie sich verstandesstolz über das Gewordene beugte. Daß sie überrumpelt, zu Boden gerannt oder mitgerissen wurde.

Sie waren den Elementen fremd geworden. Darum brausten die Elemente über sie hinweg. Und es schien ihnen wie jenem päpstlichen Diplomaten, der von der Nachricht des preußischen Sieges bei Königgrätz überrascht wurde... Sie riefen: „Il mondo casca — die Welt geht unter!"

3.

Eine Welt ging unter. Es war die allzusehr im Fachlichen verengte Welt unserer Geistigkeit. Daß aus diesem Untergang nicht der Untergang der Geistigkeit und der Wissenschaft überhaupt werde, sondern daß aus ihm eine neue Geistigkeit und Wissenschaft wachse, das ist die Aufgabe, die uns heute gestellt wird.

Wenn wir im Angesicht dieser Aufgabe den Blick zurückwenden zu Heinrich von Treitschke, so geschieht es nicht im Sinne eines Epigonentums, das sich bei einem großen Manne der Vergangenheit Rezepte für die Gegenwart holen wollte. Die beste Ehrung großer Toter ist die, daß das Gedenken an sie zugleich das Signal sein kann zu neuer Schöpfung. Wir wissen, daß die Zielsetzungen jener Zeit Treitschkes heute Geschichte geworden sind. Aber was eine Geschichtsschreibung unserer Zeit ihre Verwandtschaft mit der Geschichtsschreibung Treitschkes empfinden läßt, das ist das: Daß auch sie mitten aus

dem „Lager" ihres kämpfenden Volkes wachsen und diesem Volk wieder sein Marschlied schaffen muß.

Seit 1914 steht unser Volk wieder „im Lager". Krieg und Kriegsgeschrei haben seit zwanzig Jahren seine Jugend gewiegt, eine Jugend, der ihr Führer und Dichter das Schicksal sang mit den Worten: „Als Ihr noch spieltet, wurden wir Soldaten ...".

So ist unserem geistigen Schaffen wieder der Polemos geschenkt worden, der nach dem Wort des alten Philosophen „panton pater" ist, das innere Wagnis und die innere Spannung, die die Mutter der Schöpfung sind.

In den Gräben des großen Krieges haben die Besten unseres Volkes den Schlüssel zur Totalität des Lebens wiedergefunden, den die nachbismarckische Zeit verlor. Aus den Gräben des großen Krieges stieg der Mann, der inmitten ungeheurer Zersplitterung und Kompliziertheit wieder „groß und einfach", das heißt genial zu denken vermochte. Aus der Seele dieses Mannes aber kam die Bewegung, die in einer einzigen Idee alle deutschen Klassen und Stämme und Konfessionen zusammenschmiedete und zuletzt aus einem neuen Volk heraus ein neues Reich schuf.

Vom Krieg geht der Marsch der Soldaten zur Revolution, und von der Revolution zu einer neuen Ordnung. Er geht gegen das Machtsystem von 1919. Innerpolitisch nannte es sich Weimar, außenpolitisch heißt es Versailles. Der erste Teil dieses Weges ist mit dem Jahre 1933 zurückgelegt worden. Aus der inneren

Revolution Deutschlands erhob sich die neue Ordnung. Der zweite Teil des Weges, der Weg der Revolution gegen ein unmögliches europäisches Machtsystem, der Weg zu einer neuen europäischen Ordnung, dehnt sich vielleicht noch lange vor dem Marsch unseres Volkes. In diesem Marsch hat Deutschland die Einheit seines Erlebens wiedergefunden. Aus diesem Marsch heraus wird eine neue Geschichtsschreibung den entscheidenden Impuls und das gestaltende Prinzip nehmen müssen.

Nach zwei Seiten hin freilich werden wir in diesem Stadium der Entwicklung das Werk, das uns aufgetragen ist, zu sichern haben. Nach zwei Seiten hin werden wir rücksichtslos entschlossen Nein sagen müssen.

Auf der einen Seite droht die gesinnungstüchtige Un- und Halbbildung. Auf der anderen Seite die gesinnungslose Bildung.

Ich möchte die erste Gefahr als den wissenschaftlichen Spartakus bezeichnen.

Das Schicksal jeder Revolution hängt davon ab, ob dem Sturz einer alten, versagenden Führerschicht eine neue Führung folgt oder — der Soldatenrat.

Die politische Revolution des Nationalsozialismus hat diese entscheidende Frage sofort erkannt und sie in kürzester Zeit gelöst. Die erschütternden Ereignisse des 30. Juni 1934 sind nichts anderes gewesen als die letzte, vom höchsten Verantwortungsbewußtsein getragene Kampfhandlung in der Aufrichtung einer neuen Ordnung.

Genau dieselbe Frage wird uns heute im Angesicht der geistigen Revolution, in der wir stehen, gestellt.

Die Fesseln einer allzu engen Fachlichkeit und Zünftigkeit sind zerbrochen. Aber die Regeln, die ewigen Regeln des Könnens, des Wissens und des Arbeitens sind damit nicht aufgehoben. Nicht darum ist der Dünkel der reinen Räson von den Ereignissen gezüchtigt worden, daß sich nun auf seinen Trümmern ein Sklavenaufstand des von Denken und Wissen, von Ernst und Tiefe unbeschwerten gesinnungstüchtigen Ignoranten- und Halbwissertums erhebe. Nicht darum hat die alte Wissenschaft ihre Volks- und Lebensferne büßen müssen, daß jetzt etwa irgendeinem Popularitätsbedürfnis das ausgeliefert werde, was mit die Größe und den Weltruhm unseres Volkes geschaffen hat: die große Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Forschung, die große Freiheit und Kühnheit der persönlichen Schöpfung. Wer das wollte, täte nicht den Dienst des Dritten Reiches. Er täte den Dienst seiner Feinde, jener mächtigen und listigen Feinde, die jeden Riß zwischen dem politischen Willen unseres Volkes und seiner geistigen Sehnsucht schnell erkennen und ihre Keile in ihn treiben würden.

Deshalb ist es notwendig, sich zu erinnern, daß der Nationalsozialismus nicht für Sklaven-, sondern für Herrennaturen geschaffen ist. Das gilt im Geistigen genau so wie im Politischen. Und deshalb sind wir willens, im Namen der nationalsozialistischen Revolution dem Sklavenaufstand des Sparta-

kus das Genick zu zerschlagen, wo auch immer wir ihm begegnen.

Freilich: Spartakus ist die geringere Gefahr. Denn nach kurzer Bedientenherrlichkeit in den revolutionären Übergangsperioden muß er ja doch sein struppiges Haupt wieder in die verdiente Knechtschaft beugen. Ungleich gefährlicher ist der zweite Feind, der über die Trümmer eines kurzen Reiches des Spartakus leise und lächelnd wieder in seine alte Macht zurückzukehren hofft. Ich spreche von der gesinnungslosen Bildung, von den „Intellektuellen".

Wir wollen uns recht verstehen: Der Intellektuelle ist das genaue Gegenteil des geistig Schaffenden. Der Schaffende produziert Werte. Der Intellektuelle definiert die von anderen produzierten Werte. Der Intellektuelle ist der Kluge, der Gebildete, aber auch der Charakterlose, der Persönlichkeitslose. Der größte Feind des Schöpfers ist nicht der Primitive. Denn sein Instinkt kann mitunter die Größe leichter erfassen, als alle Klugheit des Klugen. Der größte Feind der Schöpfung ist immer der Kluge.

In der antiken Welt nannte man diese Art von Menschen Graeculi, die Griechlein. Das waren jene Nachfahren der alten stolzen Hellenen, die sich mit dem Sturz ihres Volkes und Staates abgefunden hatten und nun als Schulmeister und Literaten im Dienste der siegreichen Macht Roms standen. Sie waren die geschmeidigen Höflinge jedes Erfolges. Und da die Römer harte Krieger waren, fremd den literarischen Künsten und Wissenschaften, so beugten sie sich im Geistigen langsam diesen

Besiegten. Das besiegte Griechenland überwand den wilden Sieger.

Die nationalsozialistische Bewegung hat in den rauhen Jahren ihres Kampfes die uneingeschränkte Verachtung der in Deutschland behausten Griechlein genossen. Sie war den Griechlein zu ungeistig. Aber das wurde sofort anders, als der Nationalsozialismus siegte; es war, als ob dem Siege eine vergeistigende Macht innewohne. Von allen Seiten kamen nun die Griechlein, klug und gebildet und charakterlos, grüßten bieder „mit deutschem Gruß" und erboten sich, den nationalsozialistischen Sieg „geistig zu unterbauen".

Und es geschah mitunter, daß die Griechlein über den Festungsgraben, der sie vom Nationalsozialismus trennte, eine Brücke warfen. Es war die Eselsbrücke der patriotischen Tendenz. Auf diese Brücke lockten sie die redlichsten der Spartakus-Leute, fesselten sie und drangen in die Festung ein.

Die teutonischen Bärenfellträger, denen also das Fell über die Ohren gezogen wurde, sahen in ihrer Einfalt nur das eine: Daß jene Griechlein geistreich das bewiesen, was sie, die Teutonen, gerade bewiesen haben wollten, aber mangels intellektueller Mittel nicht selbst beweisen konnten.

Sie sahen nicht, daß dieselben Griechlein, die nun mit Geist und Witz den nationalsozialistischen Sieg analysierten und nachträglich geistig ratifizierten, genau so geistreich und witzig den Sieg der Gegner des Nationalsozialismus analysiert hätten und genau so geistreich und witzig

einen neuen Sieger analysieren würden, der morgen über den Nationalsozialismus triumphieren könnte.

Die echte „geistige Unterbauung“ des Nationalsozialismus kann nur von denen kommen, die um diese Unterbauung schon in den langen Jahren des Kampfes und der Verfolgung gerungen und sich gemüht haben. Jene Unterbauung aber, die uns die Griechlein anpreisen, würde nichts sein als eine Unterminierung. Sie würde dem Rohrstab Egypti gleichen, der dem, der sich darauf stützen wollte, durch die Hand fuhr...

Darum tut es not, in dieser Stunde dem Ansturm der Griechlein ein Halt zu gebieten. Über der Truppe, die diesem Ansturm entgegengestellt werden soll, müssen wir das unversöhnliche Wort des Alten Testaments aufrichten: „Vergiß nicht, was Dir Amalek getan!“ Vergeßt nicht, mit welch unsagbarer Verachtung die Griechlein euch vor dem Siege Hitlers betrachtet haben. Vergeßt nicht, daß sie euch im Tiefsten auch heute noch verachten und hassen. Vergeßt nicht, daß Rom ertrank unter den Wogen der Griechlein. Und wenn sich deshalb heute die Griechlein in dichten Schwärmen den Laufgräben eurer Festung nähern, wenn sie euch zuwinken: „Kameraden! Freunde! Nicht schießen!“, dann antwortet ihnen rechtzeitig mit dem Kommando: „Achtung — Feuer!“

Zwischen dem Spartakus und den Griechlein hindurch führt der gerade Weg einer aus dem echten Erlebnis der deutschen Revolution geborenen neuen Schöpfung.

Zwischen dem Spartakus und den Griechlein muß sich die neue geistige Front erheben, die dieses Reich ebenso braucht wie die Front seiner SA und SS, seiner Wehrmacht oder seines Arbeitsdienstes.

Diese neue Front wird ihre Kräfte aus den verschiedensten geistigen Disziplinen ziehen. Die Geschichtsschreibung ist nur eine von ihnen. Aber sie ist eine der wichtigsten, weil sie eine im höchsten Maße politische Wissenschaft und Kunst ist.

Die Geschichtsschreibung besitzt heute wieder, was sie zu Treitschkes Zeit besaß und dann verlor: das zentrale, einheitliche, nationale und politische Erlebnis. Sie ist wieder hineingerissen in das gesamte Erleben ihres gesamten Volkes, und so kann und muß sie auch wieder sprechen zur Gesamtheit ihrer Gemeinde, zum Hirn nicht nur, sondern ebenso zur Seele und zum Willen. Sie wird wieder erkennend kämpfen und kämpfend erkennen. Sie wird den Begriff der Bildung wieder in seinem echten Sinne verstehen können: Sie wird Bildnerin sein am Antlitz des Deutschlands von morgen.

Politik zu gestalten ist das Werk des Staatsmannes. Der Agitator und der Journalist gestalten das zweckbestimmte Bild, durch das die Masse der Zeitgenossen in die Gefolgschaft dieser Politik gezwungen werden soll. Der Geschichtsschreiber aber soll das Bild gestalten, in dem sein Volk in zehn, in zwanzig, in fünfzig und in hundert Jahren den Weg seines Schicksals sieht.

Deshalb wird die Geschichtsschreibung an den Anfang

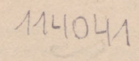
ihres Schaffens ein Gebot stellen: die souveräne Verachtung aller Konjunktur. Sie wird nicht den Kampf, zu dem sie sich bekennt, verwechseln mit dem bloßen Lärm und der kleinen Betriebsamkeit des Alltages. Sie wird wissen, daß auf ihrem Kampffelde arbeitsreiche Jahre der Stille und der Einsamkeit eine größere Kampfleistung bedeuten, als Jahre des Lärmes und des Umtriebes. Sie wird in Ruhe auf ihre Stunde warten, weil sie sicher ist, daß ihr die Zukunft gehört.

Man sage auch nicht, daß die Geschichtsschreibung, wie wir sie verstehen, nicht wirksam sein könne, weil sie ja ihrem Wesen nach stets eine aristokratische Kunst bleiben werde. Gewiß, diese Geschichtsschreibung wird niemals die Lorbeeren eines Emil Ludwig oder eines Czech-Jochberg erringen. Sie braucht diese Lorbeeren aber auch nicht. Vor wenigen Tagen erst, auf dem Nürnberger Parteitag, hat Adolf Hitler meisterhaft die grundlegende Erkenntnis formuliert, daß stets nur Minoritäten die Geschichte machen und daß stets nur Minoritäten die Länder gut regieren. Wenn solche Minderheiten die höchsten Interessen der Nation wahren und erfüllen, wenn sie die Besten der Nation sind, dann haben sie das Recht, sich identisch zu fühlen mit der Nation. Die Geschichtsschreibung darf also dann glauben, zur ganzen Nation zu sprechen, wenn sie zu diesen Besten ihrer Nation spricht. Diese Elite, an die wir uns wenden, fällt für uns natürlich nicht mehr zusammen mit der früher maßgebenden Schicht von „Besitz und Bildung". Diese Elite setzt sich zusammen aus den Besten

aller Klassen und Berufe unseres Volkes, aus den Besten unserer Politiker, den Besten unserer Soldaten, den Besten unserer Künstler und Forscher, und vor allem aus den Besten der Jugend.

Denn die letzte Entscheidung über das Schicksal unseres Reiches fällt in den Seelen dieser jungen Generation. Und darum fällt auch in der Seele dieser Jugend die letzte Entscheidung darüber, ob eine Geschichtsschreibung lebendig und fruchtbar ist.

Joseph Goebbels hat einmal das Wort geprägt, daß irgendwo unter den unbekannten Hitlerjungen die zukünftigen Staatsmänner und Generale und Künstler des Dritten Reiches marschierten. Auf diese Kommenden unter den unbekannten Hitlerjungen, auf die Führer von morgen, geht in erster Linie der Auftrag unserer Geschichtsschreibung. Wenn das alte Eisen uns widerstrebt — man muß es zerbrechen und in die Ecke werfen. Aber das junge Eisen glüht, und dieses Eisen mit zu hämmern, ist unsere Pflicht. Und wenn wir es zu hämmern vermögen, dann stehen wir mitten in der Waffenschmiede der deutschen Zukunft.





Von Walter Frank erschienen im gleichen Verlag:

Nationalismus und Demokratie im Frankreich der dritten Republik (1871–1918)

Brosch. 10,50 RM., Leinen 12,50 RM.

Prof. Dr. Ernst Krieck: Mit diesem Buch ist eine neue Bahn in der Geschichtsschreibung der neueren Zeit eröffnet. Über den Leser, der politischer Dynamik erschlossen ist, gewinnt das Buch einen geradezu magischen Einfluß...

Prof. D. Karl Alexander v. Müller: Walter Frank ist keine Gelehrtennatur von stillem, mönchischem Typ, sondern ein geborener geistiger Kämpfer voll brennender, schöpferischer Leidenschaft und unbändigem Willen — mit Treitschkeschem Blut in den Adern. Dieses Werk zeigt von der ersten bis zur letzten Seite die Klaue des Löwen...

Franz Ritter von Epp. Der Weg eines deutschen Soldaten

Mit 30 Abbildungen und Faksimiles. Kart. 2,– RM., Leinen 3,50 RM.

General Litzmann: Es ist mir Herzensbedürfnis, Sie zu Ihrem neuesten schönen Buch zu beglückwünschen. Ihre Arbeit ist viel mehr als eine Biographie: sie ist eine tiefgründige, in bestem Stil geschriebene Wertung des Führers und des Nationalsozialismus, und sie erhebt sich hoch über die gleichartige Literatur. Ich habe das Buch mit großem Genuß gelesen und wünsche ihm die weiteste Verbreitung.

Admiral von Reuter: Einmal mit dem Lesen begonnen, hätte ich das Buch am liebsten gar nicht vor dem Schluß wieder aus der Hand gelegt, so hat mich das Thema und der Fluß der Schilderung hingerissen! Aber ich habe mich bezähmt und habe das Buch auf drei Abende verteilt, um es so innerlich voll genießen zu können. Ihr Buch ist meisterhaft geschrieben: klarer, einfacher Stil, militärischer Stil! Keine umständlichen Professoren-Satzungetüme! Ihr Buch ist ein Fanal für die Jugend. Ich beglückwünsche Sie aufs herzlichste zu diesem Werk Ihres Geistes und Ihres Herzens!

Zur Geschichte des Nationalsozialismus

2. Auflage. Mit einer Abbildung. Kart. 1,— RM.

Völkischer Beobachter, München: In meisterhafter Form sprach Dr. Frank vom Entwicklungsgang der Bewegung. Er verstand es, den atemlos lauschenden Zuhörern den dornenvollen Weg des Führers zur Macht nochmals miterleben zu lassen. Das Herzblut stockte, wenn der Redner die Gefahren, die wiederholt der Bewegung drohten, plastisch herausstellte, und es pulsierte schneller, wenn die siegreichen Schlachten der Bewegung gegen eine Welt von Feinden vor dem geistigen Auge vorüberzogen. Ergriffen dankten die Zuhörer ..

Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser: Immer werden Sie in mir einen begeisterten Verfechter Ihrer neuen Art von Geschichtsschreibung sehen! Ihr kurzer Abriß ist nicht nur historisch zwingend glaubwürdig, sondern darüber hinaus auch von einer dramatisch künstlerischen Eindringlichkeit, die viele bittere Stunden wiedergutmacht, während derer ich lederne Fachhistorie konsumieren mußte!

